

Sprüche.

Wenn Kopf und Herz sich widersprach,
Ist doch zuletzt das Herz entschieden,
Der arme Kopf giebt immer nach,
Weil er der Klügste ist von beiden.

Nicht wachsen siehst du, wie aufmerk-
sam du bist,
Das Gras, doch merkst du bald, daß es
gewachsen ist.
So tröste dich, wo gleich nicht das Ge-
deih'n ersiehst
Von jedem Wert, zuletzt auf einmal
ist's gedieh'n.
F. Küderl.

In treue fest.

Roselette von Antonia Andrea.

Als Fräulein von Weddertopp den
Postmeister Ortman beiratete, wun-
derlich sich die Leute. Eigentlich eine
Resalliance! Sie stammte aus einer
zwar verarmten, doch noch immer an-
gesehenen Adelsfamilie und hatte eine
„aristokratische“ Erziehung genossen.
Natürlich eine Heirath aus Liebe — die
stetig gewöhnlich hinter derartigen ge-
sellschaftlichen Unregelmäßigkeiten!
Der Postmeister war übrigens ein
sympathischer Mann, von feinen Man-
nieren. Die adeliche Verwandtschaft
braucht sich nicht seiner zu schämen.
Vor einigen Jahren sollte er etwas
stolz gelebt haben, über seine Verhält-
nisse hinaus. Er war der Sohn eines
Handwerkers und hatte sich von unten
herauf gearbeitet. Die Leute erinnerten
sich, wie er als Postfahrender eingetre-
ten war. Seit seiner Verheirathung,
knapp anderthalb Jahr, führte er das
solide Leben von der Welt. Die
früheren Bekannten des Postmeisters
stachelten gelegentlich, daß die aristokra-
tische Heirath ihn in Regionen entrückt
hätte, wo nur das „von“ herrschte;
aber an der jungen Frau selbst fanden
sie wenig genug zu bespötteln. Trotz
ihrer strengen Zurückhaltung mußte
man ihr eine unwiderstehliche Herz-
güte nachsagen, die ihr ja auch aus den
blauen, braunen Augen leuchtete.
Kurz, man mußte sie achten. Man
wäre sogar bereit gewesen, sie zu lie-
ben, wenn sie nur einen einzigen Da-
menkaffee gegeben oder wenigstens nicht
jede Einladung zu einem solchen abge-
lehnt hätte.

Leider war es eines Tages mit dieser
Achtung vorbei — wenn man der öf-
fentlichen Meinung Glauben schenken
durfte; es mißfiel sich sogar etwas
Schadenfreude hinein, als der bekannte
Delinquentenwagen vor dem t. l. Post-
hause hielt, um den Gatten der Aristo-
kratin nach Stettin abzuführen, in die
Untersuchungshaft. Zwei Gendarmen
hinter sich, wartete der Postmeister her-
aus, gestützt auf den Arm seiner Frau,
die er wie ein Marmorbild ausah.
Sie schaute weder nach rechts noch nach
links; die schlanke Gestalt unbewegt,
den Kopf gegen die Schulter des Ver-
hafteten geneigt, so führte sie ihn nach
dem Wagen und blieb stehen, bis er
abfuhr. Dann ging sie in das Haus
zurück, wo sie nun allein geblieben war.
Widt eine Träne hatte sie geweint,
stolz hatte sie sich gehalten, als ob sie
über aller Schande hinaus; das behaup-
teten die Leute. Sie wußten nicht,
was diesem furchtbaren, stummen Ab-
schied vorangegangen war.

Am Fenster hatte die junge Frau ge-
standen, an diesem schönen Sommer-
morgen. Sie schaute dem Gatten nach,
der die Straße nach dem Bahnhof hin-
schritt. Er hatte dort zu thun. In
einer Stunde wollte er zurück sein. Die
große Revision sollte stattfinden. Der
Oberposttrath wurde erwartet. Der
Gatte war in den letzten Tagen etwas
verstimmt und nervös gewesen. In der
Nacht hörte sie ihn einmal schlafen. Sie
dachte, er thäte es im Schlaf, und be-
wachte leise seine Stimm. Da wurde
ihre Hand plötzlich umklammert und
brennende Lippen küßten sie zwei,
dreimal.

„Mar, liebster Mann, du bist mir
doch nicht trant?“
„Ich weiß nicht,“ stammelte er ver-
woren. „Ein entsetzlicher Traum. Du
entwählst vor meinen Augen in die
Wolken; ich sank in eine grauenhafte
Tiefe, ohne Grund und Boden. Ach,
Elisabeth, diese Trennung von dir
war schlimmer als sterben!“

„Wie kann ein Traum dich so beun-
ruhigen, Liebster? Uns trennt auf Er-
den nichts als der Tod.“ Sie küßte
ihm ein paar innige Worte ins Ohr,
daß er vor Freude erbebe und ihre
Hände auf seine Augen lege, aus den-
nen die Thränen brachen. Und den
nächsten Morgen war er wie in einem
Rausch. Er wollte sie gar nicht aus
seinem Armen lassen. Dann mußte er
fort nach dem Bahnhof. Er nahm ein
Abschied, als iräte er eine weite
Reise an. Schon an der Thür dröhnte
er sich noch einmal um: „Nicht wahr,
Elisabeth? Unsere Ehe war ein Para-
dise — das Herrlichste darin unsere
Liebe. Das kann uns Niemand mehr
rauben. Aber mich quält etwas. Wenn
Du mich nicht länger lieben könntest,
Elisabeth, nur eines dann: verachte
mich nicht — bemitleide mich. Bitte,
thue es — bitte!“

Er war draußen und sie stand be-
troffen. Was meinte er? Wäre er nur
erst wieder zurück! Sie schaute sich
grenzenlos nach ihm. Dann kam die
Unruhe des Traumes über sie. Als ob
sie heut' Morgen nicht darüber gelacht
hätten! Neht konnte sie nicht lachen.
Sie blieb förmlich auf der Lauer vor
dem Fenster. Endlich sah sie ihn kom-
men. Er ging schnell, den Kopf ge-
senkt, wie in Gedanken oder Sorge.
Von Weitem schaute er hinauf, wo sie

Nebraska
Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 12. Februar 1904 (Zweiter Theil.) Jahrgang 24 No. 24.

hinter der Gardine stand. Wie schen
und süchtig! Ihr wurde ganz bange.
Die Unruhe wollte nicht weichen. Da
kam Jemand herein. Sie hörte, daß
im Korridor die Thüre knarrte.
„Mar, bist du es?“
Es erfolgte keine Antwort. Born
in der Wohnstube war Niemand; aber
in dem Schlafzimmer rumorte es. Mit
einem Rud stieß sie die Thüre auf. Da
stand ihr Mann, den Kopf, die Weste,
selbst das Hemd über die Brust aufge-
rissten, bleich wie ein Gespenst, in der
Hand einen Revolver.

„Geh, geh fort!“ rief er mit un-
kenntlicher Stimme.
Aber sie entwand ihm die Mord-
waffe und schlang ihre Arme um ihn.
„Was willst du thun, mein Gatte?
Dein Weib verlassen und — dein
Kind, ehe es den Vater mit Augen ge-
schaut? Es wäre ein Treubruch,
Mar, ein elender Treubruch!“

Er sank ihr unter den Händen zu-
sammen, daß sie ihn auf den Fußbo-
den gleiten lassen mußte. Sie nahm
seinen Kopf in ihren Schooß, bis er
wieder die Augen aufschlug und spre-
chen konnte, langsam nur, abgerissen
und schwer, als ob jedes Wort ein
Stück von seinem Herzen wäre; der
Augenblick wäre gekommen. Die Ach-
tung hörte auf. Würde ihr Mitleid
handhaben? Er hätte als Jungge-
felle leicht gelebt und schlecht gewir-
tschaftet. Bis zu einer Unterschlagung
hätte er es gebracht! Freilich, es sollte
nur ein „Entleeren“ sein. Er hätte
auch nebenbei einiges erjezt. Drei-
tausend Mark nur noch! Da lernte er
sie kennen. Mit dem Sparen war es
vorbei. Die neue Hauseinrichtung,
die Hochzeit erforderten Geld. Es sollte
ihrer würdig sein. Er liebte sie ja
über alles. Plötzlich, bald nach ihrer
Verheirathung, überzeugte er sich, daß
sich nichts mehr in den Büchern ver-
decken ließ. Von einem Quartal zum
andern mußte er auf seinen Fall ge-
fakt sein. Die große Revision führte
ihn nach sich. Er war vorbereitet. Der
Posttrath hatte sein freies Gehältniß
bereits entgegengenommen. Nun das
Ende — schnell! „Gib mir den Re-
volver! Sei barmherzig, denn du mich
je geliebt hast!“

Sie schüttelte energisch den Kopf.
„Mein Mar! Das ist die Frucht des
Freigangs. Der Rutige führt! Du
hast dich schuldig gemacht und mußst
deine Strafe büßen. Aber fest ver-
trauen kannst du dich allezeit auf die
Barmherzigkeit Gottes und die Treue
deines Weibes. Neht — sieh auf, mein
Armer! Man kommt.“

Es waren die beiden Gendarmen.
Ein letzter, herzzerreißender Abschied
— dann wurde er fortgeführt, und
sie gab ihm ihren Arm zur Stütze.
Fünf Jahre Gefängniß wegen Un-
terschlagung und Fälschung! An dem
Tage, da das Urtheil gefäl wurde,
öffnete ein kleines Menschenwesen die
Augen zum Leben, und die Mutter
flüßte den Namen des abwesenden
Vaters. Es war eine verhängnißvolle
Stunde auf Leben und Tode gewesen;
aber sie nahm einen tröstlichen Aus-
gang.

Gleich nach der Katastrophe hatte
der Amtsrath seine Schwester in sein
Haus geholt. Die Frau Amtsrath
war es auch, die der erschöpften Mut-
ter das neugeborene Knäbchen in den
Arm legte.
Die Stadt inzwischen war voll von
der Verurtheilung des Postmeisters
und der Geburt seines Kindes. Man
sah gespannt dem Schluß des Dra-
mas entgegen, der unvermeidlichen
Scheidung.

Aber es kam anders. Frau Ort-
mann, die man ein für allemal in den
Schooß der Thren zurückgeführt glaubte,
mischete sich zum Herbst eine Woh-
nung in der Stadt, räumte ihre Mö-
bel ein, und eines Morgens that sich
ein Schaufenster auf mit reizend ge-
nirten Hüten und Hauben, über wel-
chem die verblüfften Leute lesen konn-
ten: „E. Ortman, Putzmacherin.“

Man begann sich ein paar Tage;
dann, schon aus Neugierde, kam man
mit Bestellungen, ja selbst gekauft
wurde nach und nach, denn Frau Ort-
mann stellte wahre kleine Kunstwerke
von Modikarbeit aus.
Und erst sie selbst! In ihrem
schlichten, schwarzen Kleide, mit dem
winzigen, weißen Tüllhäubchen, sah
sie aus wie eine jungen Wittne — im-
mer „aristokratisch“, trotz der freund-
lichen Ausdrucksweise, mit der sie
ihre Kunden bediente. Die Frau Kreis-
physikus war die erste aus dem „High
life“, welche die neue Putzmacherin in
Anspruch nahm; ihr folgten die ande-
ren nach.
Es verlautele indess nichts von der
Scheidung, bis man schließlich dahin-
terkam, daß Frau Ortman sich über-
haupt nicht von ihrem Manne scheiden
lassen wollte. Die Familie gab sie in-

folgedessen auf; selbst Amtsraths ver-
kehrten nicht mehr mit ihr.
Aber der zweite Geburtstag des
kleinen Mar war noch nicht vorüber,
da besuchte der Amtsrath seine Schwe-
ster wieder. Er wollte doch mal sehen,
was der Junge machte, den er aus der
Taufe gehoben hatte. Ein füber, klei-
ner Kerl! Weddertopp'sche Augen.
Nicht der Stärkste. Landluft würde
nachhelfen. Elisabeth konnte doch den
Sonntag mit ihm herauskommen —
natürlich gleich am Morgen, sonst
schonte es sich ja nicht. Er würde ihr
den nächsten Sonntag seinen Wagen
schicken. Seine Frau freute sich schon
darauf.

Sie that es wirklich, als Elisabeth
den Sonntag Vormittag mit ihrem
Knaben angefahren kam. Sie um-
armte die Schwägerin, während sie den
kleinen Mar mit tellen Widen bewun-
derte.
„Das ist er also. Ich seh mal einer
das süße Bengelchen! Du kleidest ihn
ja reizend, Elisabeth.“ Doch ihn ihr
zu beneiden, das wagte sie, die Kin-
derlose, nicht. Dieser armen, jungen
Frau that er nöthiger, als irgend einer
anderen auf der Welt.

Als Elisabeth den Abend heim-
fuhr, sagte die Amtsräthin, daß ihr
Mann es hörte. „Du hast recht ge-
than! Nichts abelt das Weib mehr
als Treue!“
Nach kaum vier Jahren lieferte der
Amtsrath der t. l. Postverwaltung am
Orte die runde Summe von dreitausend
Mark ab, im Auftrage seiner
Schwester, der Frau Ortman. Bald
darauf verbreitete sich das Gerücht,
der Kaiser hätte ein Bagnadigungsge-
such bewilligt. * * *

Am Weihnachtsabend, als der
Sturm den Schnee über das kleine
Haus trieb, wo Frau Elisabeth noch
an dem Ausputz des Christbaumchens
für den Weihnachtsmorgen arbeitete,
nachdem sie die beiden Fräuleins
bereits beschenkt und entlassen hatte,
klopfte es an ihre Thüre.
„Noch ein Herr, Frau Ortman!“
meldete das Dienstmädchen.
Er stand schon auf der Schwelle, ein
hagerer, etwas gebückter Mann mit
einem ungepflegten Bart und ganz
grauem Haar.

„G—li—ja—beth —“
„Mein geliebter Mann — willkommen!“
Er lag zu ihren Füßen. In einer
langen, krummen Umarmung feierten
sie das Wiederleben, die Wiedererrei-
chung ihres Lebens — unter dem
trampfhaften Schlägen des Mannes
und den kühlen Thränen der Frau, die
auf das von Gram und Reue gebleichte
Haupt fielen und alle Schuld hinweg-
wuschen.

„Mein Weib, mein liebes, treues
Weib!“ Das war alles, was er in
dieser großen Minute denken und sagen
konnte.
Endlich zog sie ihn empor und nahm
den Lampen von dem Tisch. „Komm —
Vater!“ Sie führte ihn bei der Hand
an ein Bettchen in dem offenen Neben-
zimmer: „Das ist er, unser Knabe!“
Keines Wortes mächtig, neigt er sich
über das rosig angehauchte Gesicht des
kleinen Schläfers, während sie flü-
sterte: „Mar, dein Vater ist da!“ Ob
er es im Traume hörte? Er reate sich,
er lachte, wie frohe Kinder häufig im
Schlase lachen.

„Mein Kind, mein Sohn! Unser,
Elisabeth, unser!“ Der Mann sank
vor dem Bettchen auf die Knie; da
legte sein Weib seine stehenden Hände
zusammen, und neben ihm knieend be-
beteten sie gemeinsam das Vaterunkel.

Was eine tüchtige Köschin ist.
Soldatenschnurre von Karl Kade.
Unser Herrgott verlasse keinen bra-
ven Deutschen, sagt ein altes Dittum,
und einen braven Medlenburger erit
recht nicht. Wenn dieser brave Medlen-
burger aber gar Garbedragener sei
und eine brave landsmännliche
„Köschin“ zur Braut habe, dann sei er
ihm ganz besonders anhängig, und es
möge nun trumm oder schlief geben,
für den braven Medlenburger und
Garbedragener laufe es allezeit gut ab.
Indessen die Geschichte muß doch
noch einen Haken haben.
Nun war am Ende nicht daran zu
zweifeln, daß es seinem Menschen ein-
gefallen wäre, die Gelegenheit zu be-
nutzen und dem Herrn Regimentskom-
mandeur seine Kaserne fortzutragen,
noch weniger etwa ein paar Gäule aus
den Ställen, oder gar den einen oder
den anderen seiner tapferen Wate-
landserbeidiger; und ebensovienig
würde sich Jemand geneigt fühlen
haben, ihm irgend etwas hineinzu-
tragen, meinetwegen ein paar Körbe
Neue Cliaout für das Offiziers-
kasino oder ein paar Kisten Hoppolds
Tipp-Topp für die Herren Unteroffi-
zieren. Ich meine wenigstens! Nichts-
destoweniger hatte er es für angezeigt

gehalten, an die Langseite des Kaser-
nengrundstücks einen Posten aufzu-
stellen.
Das war nun seine Sache, und
Sache des jedesmaligen Postens war
es, seine zwei Stunden treulich abzu-
stecken; Gottlieb Kadelmüller, der brave
Medlenburger, von welchem ich erzäh-
len will, mußte sich damit abfinden,
wie alle anderen Garbedragener auch,
die Herren Unteroffiziere und Offiziere
nicht ausgeschloffen. Und — doch
ich will erzählen!

Gottlieb Kadelmüller hatte Urlaub
gehabt und diesen benutzt, um seine
landsmännliche Braut, Trinieste Kä-
hnel, zu besuchen, welche in dem Thier-
gartenviertel die beneidenswerthe
Stelle einer hochherrschafflichen Köschin
bekleidete. Der war nun vorbei, netto
eine halbe Stunde schon, und Gottlieb
hockte noch immer bei seiner Trinieste,
ah Schinken in Burgunder, trant und
rauchte dazu, und ließ den lieben Gott
seinen guten Freund und den Herrn
Wachmeister seiner Schwadron Wach-
meister sein, trotzdem der letztere ihm
bei der Urlaubsbewilligung noch aus-
drücklich gesagt hatte: „Neunhundert
Fleu, drei Tage Kassen sind Dir
sicher, wenn Du nicht päntlich in der
Kaserne bist.“

Es war aber auch gar zu schön heute
gewesen. Trinieste's Herrschaft war
verreist, ganz und gar alleammt.
Junger Köschin war ganz allein zu-
rückgeblieben — hatte um feinet-
willigen nicht nur geschmart, gebadet
und gebraten auf Teufel hote, sie
hatte auch Bier und Wein dazu be-
forgt, und gar eine Hand voll Gaar-
ten irgenowo aufgeföhrt gehabt.
Gottlieb Kadelmüller hätte es im
Paradise nicht schöner haben können.
Da war es kein Wunder, daß er noch
immer bei seiner Köschin schwelgte, als
die große Fleueneruhr auf dem Fluß der
herrschafflichen Wohnnug ihr Mitter-
nachtslied anhub.

„Dunderlatzer, Trinieste!“ Gott-
lieb war aufgeprungen und hatte zur
Säbelkoppel gegriffen. „Is dat jau
späde all?“
„Nod twölve is 't!“ hatte Trinieste
gemeint, etwas verdrossen od der
plötzlichen Unterbrechung.
„Um un twölve fall id all in 'er
Kaserne sien!“
„Wart noch ventommen!“
„Wenn ehr denn! Id hä' ne halbe
Stunde zu lopen.“
„De Kaserne is nich ut der Welt!“
„Dat weit id! Un drei Tage sin
mid jeter, dat weit id ol!“

„Et ward jo schlim nich worden,
Gottlieb!“
„Ich fenne meinen Olen! Drei Tage
möit id rin, da bitt keine Mus 'en
Faden af.“

Während dieser Hin- und Wider-
reden hatte Trinieste dem Geliebten
zum Troste alle Taschen voll Wurst-
enden und Bratenreiser gestopft, und
endlich hatte sie ihn nach ein paar hei-
ßen, für ihr Liebesleben nur zu
süchtig gewesenen Küssen — bepadt
wie ein Esel des Mauls entlassen.

Eine halbe Stunde später kreiste
Gottfried um die Kaserne her. „Ver-
döbblt ol, dat möit zu jaderleit noch
kommen! Wenn man de Olen den ver-
döbblten Posten nicht achter de Kaserne
henprägt härt, denn teimen wei am
Enne oder de Mure. Aber sou is dat
ganz vertwaa's! Dunderlatzer ne! Un
rin möit wei. Id kann doch nich buten
liegen bleiben!“

Gottlieb trat auf den Posten zu.
„Du, teel mal um't Ed rum, id will
ober de Mure klattern.“
„Harredreifes, Minsche, 'häst' D'
denn Urlaub?“
„Quatschlopp! Wenn id den härt,
denn bruch id Di nich! Mat fast, teel
um't Ed, of de Ronde nich timmt.“
„Aber Minsche, dat geht doch nich.“
„Darum sollst Du jo gahn, olle
Padeulenne!“
„Id komme jo in Deibels Küche,
wenn id Di rober stiegen late.“
„Dat timmt Du doch, wenn Du't
ot nich dbeist! Keel, Du Döbstopp, id
häb' alle Taschen voll Wurst in Bra-
den von miene Brut. Ruf bloß mal!“
Gottlieb hielt dem Posten ein Stück
Braten unter die Nase. „Löpt Di da
nich all dat Water in'n Mule tosam-
men: Un dat möit umkommen, wenn
id Kassen kriegt. Dent bloß an.“
„Minsche, id dbeide Di ja hartlich
gerne rüthipen.“
„Dat is schon en ander Wort. Da
sreit dat Stücke op, id häb de Taschen
vull, id kriegt' nich wedder rin.“
Gottlieb schob dem Kameraden das
Stück Braten in den Mund. „Un nun
mal un teel, of de Ronde noch nich
timmt.“
In diesem Augenblick ward durch
die Stille der Nacht der Anruf der
Ronde vernemlich.
„So ne olle Dummheit!“ In dem-
selben Augenblick hatte Gottlieb den
Säbel des lauwenden Postens an sich
geriffen. „Dat hast Du davon. Alle-

wiele gibt Di dal und bist krank,
wettst von nist, dbeist wie dob. Dat
annere will id denn wohl befragen.
Mat dat Du dal timmt, olle Stwie-
neegeel!“

Der völlig verdubte Posten that, wie
ihm geheißen war; und nun kam auch
schon die Ronde von der Neben-
Straße her die Straße hoch.
„Dat Du de Schnute hältst!“
raunte Gottlieb dem an der Erde hin-
gestreckt liegenden Kameraden zu,
dheist as of Du dob wärs, hörst D'?
Dann will id die Sache wohl klar
kriegen.“

Wenige Sekunden später hallte
Gottlieb's Ruf der Ronde entgegen:
„Halt, wer da!“
„Ronde!“
Und dann meldete Gottlieb: „Ich
kam um halb zwölf vom Urlaub zu-
rück, da traf ich den Posten hier to-
sterbenstrank. Er rief mich an und dat
mich, nach der Wache zu laufen und
Medlung zu machen, damit er abge-
löst würde. Aber noch ehe ich ihn recht
beariffen hatte, brach er schon zusam-
men. Da bin ich hier geblieben, und
er liegt seitdem dort, als ob er todt
sei.“

„Kerl ist wohl besoffen?“ rief der
Offizier, indem er auf den starr und
steif an der Erde liegenden Mann zu-
trat.
„Zu Befehl, nein, Herr Leutnant!
Ich hab' auch erst gedacht, er sei be-
trunken; aber er ist wahrscheinlich in-
folge Hitzschlags trant geworden.“
„Schafstlopp! Hitzschlag um Mit-
ternacht gibst ja gar nicht! Aber
nach Suff riecht der Kerl allerdings
nicht, das timmt. Muß ihm also
etwas anderes zugestochen sein.
Weiben Sie jo lange hier! Ich werde
sorsort für Ablösung sorgen!“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“
„Sieht D', dummes Luder!“
raunte Gottlieb dem Kameraden an
der Erde zu, „lau geht dat gut. Dat
Du mi bloß tojeterlegt keine Dumme-
heuten mehr machst. Wenn D' erst de
Doktor unner de Finger härt, denn
kannst Du jo quanzwegs wedder ob-
leben, aber bet dahin blöist Du dob.“

Der Mann blöte auch todt, bis der
Doktor ihn unter die Finger bekam.
Da machte er langsam auf. Und das
machte er so vorzüglich, daß der junge
Kestulap etwas von appetitlichem
Habitus sprach, ihm drei Tage abso-
lute Schonung und sofortige Dispen-
sion von der Wache verordnete. Gott-
lieb Kadelmüller aber bekam am fol-
genden Morgen „vor versammeltem
Kriegssoffe“ ein besonderes Lob wegen
umfichtigen Verhaltens aus dem Munde
des Herrn Rittmeisters zu hören,
und wenn er nicht gar zu viel dumme
Streiche auf dem Kerbholz gehabt hätte,
dann hätte es am Ende noch die Ge-
freienthümpfe dazu gegeben.

Bis dahin hatte sich also das alte
Dittum von dem braven Medlenburger
und Garbedragener glänzend bewährt;
seine Wahrheit hatte sich sogar auf den
Kameraden mit erweist, da denn bra-
ven Gottlieb, halb gezwungen aller-
dings, als unbeduhter Lazarus aus
der Klemme gehoben hatte. Beide tie-
hen sich am folgenden Tage die Wurst-
und Bratenstücke der guten Trinieste
Käsel schmeden und bedauerten dabei
höchstens, daß nicht alle Tage so ein
Futtertag war.

Aber — das dicke Ende kam noch.
Am Nachmittag wurde Gottlieb Kadel-
müller zum Herrn Oberst befohlen, und
da lautete die Sache etwas anders.
Datte die brave Medlenburgerin und
Köschin aus dem Thiergartenviertel
sich hinter die Frau Kommandöbe gesteckt,
welche mit ihrer Herrschaft verwan-
delt, sich des Ofteren schon in ihrer Küche
hatte sehen lassen, und dabei nach vor-
nehmer Frauenart auch etwas vertrau-
lich zur Jungfer Köchin gewesen war.
Sie hatte ja Zeit, die brave Trinieste!
Und sie war jo besorgt, daß sie es wirk-
lich fertig brachte, das Herz der Frau
Oberst zu röhren. Gottlieb Kadel-
müller wollte seinen Augen nicht trau-
en, als er, bei dem Herrn Oberst ein-
tretend, seine Trinieste dort erblickte,
und am liebsten hätte er, trotz der glüh-
henden Blicke, welche ihm die madere
Köschin zusandte, alle medlenburgischen
Köschin's und Küchenmädel zum Teufel
gewünscht. Aber was half ihm dieser
fremme Wunsch. hatte Trinieste
A gesat, dann mußte er B sagen und
beichten.

lung in sich schloß. Der Herr Offi-
zier hatte ja thatsächlich „ap-
petitlichen Habitus“ bei dem Posten
festgestellt.
„Siehst Du, Halunke“, lachte d
Herr Wachmeister, als sich Gott-
lieb ihm zum Arrestantritt melde:
„drei Tage! Ich mußte 's vorher. I
man rin in's Vergnügen. Verdie-
hast b' es!“
Ich aber sage: Einen Haken mi
das Wort von dem braven Medlenbu-
ger und Dragoner doch haben, namen-
lich — wenn er eine brave land-
männliche Köschin zur Braut hat.

Alle Scherze.
Durch die Berliner Blätter geht je-
wieder ein altes Berliner Scherzrä-
tel, das in der neuen Auflage des be-
rühmten Buches „Der richtige Berliner“
erwähnt wird: „Wie wer'n Kanonen
jemacht?“ „Man nimmt 'n Loch u
sieht Messing drum rumm.“ — „Wo
wo kriegt man den Loch her?“ — „Ma
nimmt 'n Napptuchen und eßt 'n ring-
rum uf.“ — Die erste Frage und An-
wort sind in derselben Fassung schon in
dem „komischen Volkstaler“ (1855)
von Adolf Brenngla (Adolf Glas-
brenner) erschienen. Das Frage-
spiel wird dort wie folgt fortgesetzt:
„Was macht man aber einen Rechtsboden?“
„Man nimmt mehrere Löcher und ley
Kanonen herum.“ — Bekanntlich sin
sehr viele Nebenarten, die in den Bei-
linen Volkstum übergegangen sind
auf Adolf Glasbrenner zurückzuführen
der namentlich auf dem Gebiete de
Satire ganz Vortreffliches geleistet ha
Besonders seine „parodirten Zitate
entsprechen einer Eigentümlichkeit de
Berliners, der gern irgend ein Dig-
terwort zitiert und dann einen „schm-
derigen“ Witz folgen läßt, so z. B.
dem Reim:
„Wie lieblich ist die Thronne einer Frau
Wenn der Geliebte ihr in's Auge haut.

Glasbrenner betrieb diese Special-
ität u. a. in dem schon erwähnten te-
mischen Volkstaler“, von dem 2
Jahrgänge erschienen sind. Die „pe-
rodirten Zitate“ sind dort, da der Ke-
sender in allen Theilen Deutschland
verbreitet wurde, in hochdeutsche
Sprache wiedergegeben; viele von il-
nen sind „berlinisiert“ worden und he-
den sich bis auf den heutigen Tag er-
halten. Einige dieser Zitate seien hier
erwähnt:
„Wo man singt, da darfst Du nimm-
weilen,
Staatsanwälte lesen 'mang den Zeilen.
Der Gott der Eisen wachen ließ,
Gab jedem Schwamm seinen Spieß.“
„Da Schwert an meiner Kinken,
Schneid ab ein halb' Pfund Schinken!
Gestern, Brüder, sint ihr's gläubten,
Sah ich ein' gelbeschäuben.“
„So viel Stern am Himmel stehen,
So viel Truppen unten gehen.“
„Schlaf, Herzensöhndchen, mein Liebkin
bist Du,
Etsliche zu allem die Augen nur zu!“
„Wenn's immer, wenn's immer, wenn
immer so wae!
Die Gefängnisse voll und die Staatskaffe
leer!“
„Das Letzte bleibt der Nachwelt unwe-
lorn,
Dram, Menich, sei stets hochwobac
horen!“

Die Trommel der Regiments-
tochter.
Als die berühmte Sängerin Minn-
haut im Zenith ihres Ruhmes stand
trat sie eines Tages im Oberhaus z
Berlin in der „Regimentstochter“ au'
und der alte Kaiser Wilhelm I
mohnte der Vorstellung bei. Nach de
Vorstellung ließ sie der Kaiser in di
Loge bitten und sagte, sie hätte seh
schön gefungen, aber ihr Trommel-
als „Regimentstochter“ mußte sie de
Trommelwirbel schlagen — wäre seh
schlecht. Die verwirte Sängerin em-
pfahl sich mit dem Versprechen, sich
z beffern. Am nächsten Tage erschie
ein riesiger Tambourmajor des erste
Grenadierregiments in ihrem Hote
und sagte, er habe den Auftrag, ih
Trommelunterricht zu erteilen. Di
Lerna fügte sich mit Vergnügen und
ternte in etwa zwölf Privatstunden die
ganze Trommelfunst. Als der Kaiser
hörte, daß sie gute Fortschritte mach
befahl er sofort eine neue Vorstellung
der „Regimentstochter“, und Minn-
haut entledigte sich in der Trommel-
scene dieses Mal ganz ausgezeichnet
ihrer Aufgabe. Der Kaiser sprach ih
selbst seine Anerkennung aus und
sahle ihr am nächsten Tag eine rich-
tiae Militärtrummel mit silbernen
schlagen und einer Widmung. D
Ministerin benötigte künftig in de
„Regimentstochter“ nur noch die
Trommel.

Spötter.
Wer schnell lebt, lebt — halb.
Wenn ein Künstler durch seine Kun-
recht zu täuschen verliert, so nenne
wir ihn einen wahrhaften Künstler.
„Baue nicht auf Horenquast,
Hebe deine eigne Kunst.“

Am Hochzeitstage.
Bräutigam: „Aber Entel, eine Zi-
cerdüte als Hochzeitsgeschenk — wo
soll was heißen?“
Entel: „Dah nun für Dich d
Schule des Lebens beginnt.“

Blumenbrude.
Buchhalter (zum Praktikanten):
„Söffler, Sie sind immer so ausgel-
sen lustig, daß ich glaube, Sie verb-
auch noch 'mal auf's Eis gehen!“

Verdächtige Färllichkeit.
Braut: „Wie besorgt Mama ist, de
uns im Ehestand nichts fehlt! Der
Dir nur, Arthur, sie will mir alle
vier Kleiderschränke mitgeben!“